

Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 100 (2023)

Artikel: Geschichte im Rohzustand : Freiburg aus Sicht eines Journalisten von Radio Freiburg und Radio SRF (1996-2020)
Autor: Mülhauser, Patrick
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1048407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PATRICK MÜLHAUSER

GESCHICHTE IM ROHZUSTAND

FREIBURG AUS SICHT EINES JOURNALISTEN VON RADIO
FREIBURG UND RADIO SRF (1996–2020)*

Einleitung: Von Cardinal zu BlueFactory

Cardinal ist gerettet! Feldschlösschen belässt die Fassbierproduktion und die Flaschenproduktion in Freiburg. Das war die Schlagzeile 1998. Heute entsteht auf demselben Areal ein Innovationspark. Als Radiojournalist habe ich dieses Stück Freiburger Industriegeschichte begleitet und über tausend andere Geschichten erzählt. Im Zentrum standen die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung und immer auch Menschen. Menschen mit ihrer Wut, ihren Tränen, ihrer Verzweiflung, ihrer Freude und ihrer Hoffnung. Gleichzeitig erlebte ich ein Stück Radiogeschichte von der analogen hin zu einer digitalen Welt. Es ist ein ganz persönlicher Rückblick auf über zwei Jahrzehnte Radioarbeit in Freiburg und der Westschweiz.

Diese Nachricht traf die Freiburgerinnen und Freiburger mitten ins Herz. Anfang November 1996 wurde bekannt, dass die Bierbrauerei Cardinal geschlossen werden sollte. Ich war damals als freier Mitarbeiter der Berner Zeitung unterwegs. Am Abend des 6. November 1996 zog ein aufgebrachter Demonstrationszug mit

* Vortrag, gehalten am 27. September 2022 vor dem Deutschen Geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg.– Abkürzungen: DAB = Digital Audio Broadcasting (das heisst, ein Radio, bei dem der Ton digital versendet wird); DRS = Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz, seit 2011 SRF; FN = Freiburger Nachrichten; SRF = Schweizer Radio und Fernsehen (seit 2011 anstelle von DRS).

10 000 Personen durch die Stadt Freiburg und die Rue Saint-Pierre. Ich lief ganz vorne neben dem kampflustigen Syndic Dominique de Buman her und machte Notizen. Nach seiner Rede auf dem Python-Platz rief de Buman in die Menge: «Wir werden gewinnen, wir werden Cardinal retten, es lebe Cardinal!» So berichteten die Freiburger Nachrichten am Tag danach. Die Emotionen kochten über.

Cardinal und Freiburg, das war eine Herzensangelegenheit. 1788 begann François Piller mit dem Brauen. Den Namen Cardinal verdankt das Bier Gaspard Mermillod, der 1890 zum ersten Freiburger Kardinal ernannt wurde. 1906 zog die Brauerei an den Standort beim Bahnhof. Cardinal wurde später von Feldschlösschen und dann von Carlsberg übernommen. Cardinal sollte mich während meiner ganzen journalistischen Karriere beschäftigen.

Im Jahr 1997 begann ich als Praktikant bei Radio Freiburg. Das Lokalradio war gerade zehnjährig und schaltete auf 24-Stunden-Betrieb um. Bis dahin lief die meiste Zeit Radio DRS 1 über den Äther. Radio Freiburg produzierte nur etwa vier Stunden am Tag selber. Zur gleichen Zeit fing ein anderer Kollege bei Radio Freiburg an zu arbeiten, Rolf Dietrich, heute Korrespondent für Fernsehen SRF. Leider habe ich aus meiner Zeit bei Radio Freiburg, die bis 2002 dauerte, keine Tondokumente. Das Lokalradio hatte kein Archiv angelegt.

Cardinal «gerettet»

Der Streit um die Brauerei dauerte zwei Jahre. 1998 beschloss Feldschlösschen, dass die Fassbierproduktion und die Flaschenproduktion in Freiburg bleiben könnten. Die Freiburger Nachrichten schrieben damals euphorisch: «Der 25. Februar 1998 wird als goldiger Tag in die Freiburger Geschichte eingehen.»

Doch die Geschichte lehrt uns: Was heute ist, kann morgen schon wieder anders sein. 2010 fällt erneut der Entscheid, Cardinal solle geschlossen werden. Mittlerweile arbeiten nur noch 75 Personen auf dem Areal. Der Tod kam schleichend, doch aufgeben wollte

man auch damals noch nicht. Ich war Westschweiz-Korrespondent für Radio SRF und berichtete in den Mittagssendungen Rendez-vous und Info3:

Daniel Hofer (Moderator): «Damit hat man nun nicht rechnen können. Am Dienstag schien es, als könne man in Freiburg die Schliessung der Cardinal Bierbrauerei mehr oder weniger trotzig schlucken. Zu unbedeutend für den Biermarkt ist Cardinal in den letzten Jahren geworden. Umso überraschender kommt jetzt der Protestruf, der heute in Freiburg zu hören war. Gegen 3000 Personen forderten, dass das Traditionsbier Cardinal weiterhin in Freiburg gebraut wird. Westschweiz Korrespondent Patrick Mülhauser.»

(Die Leute skandieren Cardinal, Cardinal!)

Mit gelben T-Shirts, Transparenten und meist mit einem Bier in der Hand demonstrierten die Freiburgerinnen und Freiburger vor der Bierbrauerei. Es gehe um ihre Identität.

Demonstrierende: «Ich finde, Cardinal gehört zu Freiburg»; «Es ist nicht normal, dass ein Bier, das immer hier gebraut wurde, den Kanton wechselt».

Seit über 100 Jahren steht die Bierbrauerei Cardinal in der Stadt Freiburg und ist somit eng mit der Geschichte dieser Stadt und des Kantons verbunden. Vor vierzehn Jahren hatte der Aufstand der Bevölkerung eine Schliessung der Brauerei verhindern können. Heute hat sich die Ausgangslage geändert. Der Biermarkt ist hart umkämpft und diejenigen, die über das Schicksal von Cardinal entscheiden, sitzen weit weg in Kopenhagen. In diese Richtung schickt der Freiburger SP-Nationalrat und Präsident der SP Schweiz, Christian Levrat, einen Appell: «Was man sich fragen müsste, ist, ob es sinnvoll ist seitens der Carlsberg, ein Unternehmen zu schliessen, das zweieinhalbtausend Leute innerhalb von vierundzwanzig Stunden auf die Strasse bringt.»

Auf der Facebook-Seite «Rettet Cardinal» sind mittlerweile über 20 000 Leute eingetragen. Entsprechend viele Junge zwischen 20 und 30 Jahren demonstrierten heute gegen die Schliessung. Die

75 Angestellten haben gestern Carlsberg und Feldschlösschen unter anderem vorgeschlagen, man könnte in Freiburg beispielsweise nur noch Spezial- und Nischenprodukte produzieren. Mit dem Anlass heute wolle man Druck erzeugen, sagt René Fragnière, Präsident der Personalkommission: «Si on fait rien, de toute façon on est foutu. On n'a rien à perdre – il faut y aller.»

Ohne Gegenwehr sei man verloren und stehe mit leeren Händen da. Ob Volkes Zorn diesmal reicht, Cardinal zu retten – eine junge Demonstrantin zeigt sich skeptisch: «Das ist sehr, sehr schwierig, denke ich. Aber wir versuchen es.»

Ende September will die Carlsberg-Feldschlösschen-Gruppe Stellung beziehen. Gehen sie nicht auf die Vorschläge ein, wollen Gewerkschaften und Personal weiter demonstrieren.

Der Neuanfang auf dem Cardinal Gelände

Die Demonstrantin im obigen Beitrag sollte Recht bekommen. Es war schwierig, ja geradezu unmöglich. 2011 wurde die Brauerei definitiv geschlossen. Stadt und Kanton kauften das Areal für 21 Millionen Franken, um einen Innovationspark zu bauen, die BlueFactory. Als Journalist sollte ich den Wandel des Geländes miterleben und dokumentieren.

Im Jahr 2013 fand ein Architekturwettbewerb statt, den ein Zürcher Büro gewann. Zehn kompakte Gebäude sollten das Herzstück bilden. Es sollte das erste Quartier in Europa mit einer neutralen CO₂-Bilanz sein. Noch würden die Baumaschinen aber nicht auffahren, sagte der Freiburger Volkswirtschaftsdirektor Beat Vonlanthen am 27. März 2013 im Regionaljournal von SRF: «Wir müssen einen Masterplan erstellen und sehen, welches Gebäude in welcher Phase realisiert wird.»

Als Journalist habe ich auch immer wieder erlebt, dass Ankündigungen, Wünsche und Realität oft nicht übereinstimmen. Es gibt Stolpersteine. Auch die BlueFactory kam nicht so rasch voran wie gewünscht. 2016 brauchte sie zusätzliches Geld, weil erst ein

Bruchteil des Geländes genutzt wurde und die Mieteinnahmen noch zu tief waren. Je 5 Millionen Franken sollten die Parlamente des Kantons und der Stadt locker machen. Die Politik schien langsam die Geduld zu verlieren. Volkswirtschaftsdirektor Beat Vonlanthen wusste deshalb, was auf ihn zukam, als er am 15. Juni 2016 im Grossratssaal auftrat. Ich berichtete im Regionaljournal darüber:

Vonlanthen (Staatsrat): «Man hat mir geraten, eine schusssichere Weste anzuziehen.»

Was er auch gemacht hat, indem er mit dem Staatsrat *in corpore* im Saal erschienen ist.

Die Grossräte aus allen politischen Lagern haben scharf geschossen. Castella (FDP-Grossrat): «Ich habe das Gefühl, dass man mir Sand in die Augen gestreut hat. Es wurden Sprüche geklopft, statt mit dem Innovationspark vorwärts zu machen.»

Auf dem Gelände der BlueFactory würden 200 Leute arbeiten, dreimal so viele wie zuletzt bei Cardinal, versuchte Beat Vonlanthen zu beschwichtigen. Die Grossräte wetterten zwei Stunden lang weiter, um dann mit grosser Mehrheit die 5 Millionen Franken zu bewilligen.

Es sollten nicht die letzten Millionen sein. 2021 wurde das Aktienkapital von 50 auf 100 Millionen Franken verdoppelt. 25 Millionen Franken steuerte die Stadt bei, die anderen 25 Millionen der Kanton. Die Kantonsmillionen wurden in der Volksabstimmung nur knapp bewilligt.

Die Geschichte um die Bierbrauerei Cardinal hat mich als Journalist, aber auch als Mensch beschäftigt. Als gebürtiger Stadtfreiberger hatte ich meine ganz eigene Beziehung zur Brauerei. Als Student verdiente ich während des Sommers Geld, indem ich Bierkisten schleppte. Und trotzdem. Als Journalist musst du kritisch und neutral berichten. Das ist gerade im Lokaljournalismus eine echte Herausforderung. Journalisten und Entscheidungsträger kennen sich, sind sich oft nahe. Die Leute, über die man berichtet,

gingen mit einem zur Schule, spielen in derselben Fussballmannschaft oder stammen aus dem gleichen Dorf. Selbst wenn einem die Menschen nahestehen oder Entscheide auch für mich eine direkte Konsequenz haben, gilt es, die journalistische Distanz zu wahren. Einen Satz in den journalistischen Richtlinien von SRF nahm ich mir besonders zu Herzen: «Mach dich mit keiner Sache gemeinsam, auch nicht mit einer guten.» Ich versuchte, diese Haltung zu leben. Aber das gelang mir wohl nicht immer zu 100 Prozent.

Abstecher in die Westschweiz (2006–2011)

Ich habe als Journalist einige wichtige Momente in Freiburg erlebt, aber auch in anderen Kantonen der Westschweiz. Von 2006 bis 2011 war ich Westschweizer Korrespondent für Radio SRF. 2007 erlebte ich die Räumung der ältesten Hausbesetzung in Genf mit. 60 Polizisten marschierten auf, um das «Rhino» (Nashorn) zu räumen. Zwanzig Jahre lang war das Haus besetzt gewesen.

Im Jahr 2009 wurde in Lausanne die erste U-Bahn der Schweiz eingeweiht. Fast 6 Kilometer lang, 340 Höhenmeter. Ich fuhr bei der Eröffnung mit. Bereits nach einem halben Jahr verzeichnete die Metro den zehnmillionsten Fahrgast – ein Grosserfolg. 2011 fand in Genf der Spatenstich der CEVA statt, der Zuglinie, die den Genfer Hauptbahnhof Cornalin mit dem französischen Städtchen Annemasse verbinden sollte. Die Bauarbeiten dauerten acht Jahre. Kostenpunkt 1,5 Milliarden Franken. Der Bund zahlt 55% der Kosten. Genf sei eine grosse und wichtige Stadt, erklärte mir Toni Eder, damals Vizedirektor im Bundesamt für Verkehr, in der Sendung *Rendezvous* vom 15. November 2011: «Für Genf ist das ein Schlüsselprojekt, und damit ist es für das ganze Transportwesen in der Schweiz ein Schlüsselprojekt.»

Zwischen 2006 und 2020 reiste ich auch oft in den Berner Jura und den Kanton Jura, um über den Jurakonflikt zu berichten. 1978 wurde der Kanton Jura gegründet. Mit schmerzhaften Folgen: drei Bezirke im Südjura blieben beim Kanton Bern. 2008 berichtete

ich in der Sendung Echo der Zeit über 30 Jahre Kanton Jura – die Ernüchterung. Die Löhne sind tief, die Steuern hoch. Elisabeth Baume-Schneider, damals Regierungsrätin (heute überraschende erste Bundesrätin des Kantons Jura), erklärte dies am Radio mit Aufbauarbeit: «Die Jurassierinnen und Jurassier müssen sehen, dass wir heute Schulen und Strassen haben, die wir nicht hätten, wären wir kein eigener Kanton.»

Im Jahr 2013 stimmte das Volk darüber ab, ob der Kanton Jura und die drei Berner Bezirke im Südjura einen neuen Kanton gründen sollten. Rund um diese Abstimmung erlebte ich auf Reportagen, wie die Stimmung wieder gereizt und aggressiv wurde. An der Urne gab es vom Südjura ein Nein. 2017 erlebte ich in Moutier das Ja zum Wechsel in den Kanton Jura mit. Es folgte ein Wechselbad der Gefühle mit der Aberkennung der Wahl. 2021 sollte der Wechsel dann doch noch zustande kommen.

Zurück in den Kanton Freiburg

Zurück in den Kanton Freiburg und zu wichtigen Ereignissen, die ich als Journalist miterlebt habe. Das Ende des Fotopapier-Herstellers Ilford. Am 10. Dezember 2013 berichtete ich darüber in der Morgensendung vom Regionaljournal Bern/Freiburg/Wallis von Radio SRF:

Im Sommer konnte Ilford den Konkurs noch knapp abwenden. Man hat Leute entlassen und einen Teil des Grundstückes verkauft. Doch der Erlös, die 10 Millionen Franken, waren rasch weg. (...) Die Kunden haben das Vertrauen verloren. Mit Konsequenzen, erklärt Paul Willems, Direktor von Ilford: «Schlussendlich hat sich der letzte potenzielle Investor Ende November zurückgezogen.» 50 Jahre war Ilford in Marly. Der Wandel in der Fotopapierbranche setzte der Firma schon länger zu. Man habe zwar neue Technologien entwickelt, erklärt Paul Willems: «Es braucht aber seine Zeit, und es braucht Kapital. Die Zeit hat

uns letztendlich gefehlt.» Aber auch der teure Schweizer Franken und die Personalkosten von 2 Millionen Franken pro Monat hätten Ilford schliesslich zu Fall gebracht. (...)

Heute steht am selben Ort das Marly Innovation Center mit über 150 Firmen. Und gleich daneben ist ein Wohnquartier mit einem Schwimmbad entstanden.

Ebenfalls im Sommer 2013 wurde bekannt, dass die Stadtbehörden nicht mehr mit den Organisatoren der Jazzparade zusammenarbeiten wollten. Dieses Musikfestival im Herzen der Stadt war 25 Jahre lang ein beliebter Treffpunkt der Freiburgerinnen und Freiburger in den ersten Juliwochen. Der Mann hinter der Jazzparade, Jean-Claude Henguely, war bekannt dafür, dass er kein Blatt vor den Mund nahm. Am 3. Juli 2013 sagte er im Regionaljournal: «Man hat uns nicht einmal angehört. Das ist nicht tolerierbar. Nach 25 Jahren hat uns die Jury (die das Festival neu an die Organisatoren «les Georges» vergeben hatte) nicht einmal eingeladen.»

Ein Jahr später wollte Henguely mit seinem Verein die Jazzparade nach Marly verlegen. Das Festival kam nicht zustande. Der Vereinspräsident warf Henguely mangelnde Kooperation vor und entliess ihn. Der Verein musste die Bilanz deponieren. Und so ging eine Ära nach 25 Jahren zu Ende. Mit sehr vielen Nebengeräuschen. Mittlerweile ist das neue Festival «les Georges» in der Freiburger Innenstadt etabliert.

Ebenfalls Ende 2014, nach 140 Jahren, war Schluss mit dem Zeitungsdruck in Freiburg. Die Paulusdruckerei musste ihre Abteilung Zeitungsdruck schliessen. Weil der grösste externe Kunde, die deutschsprachige Tageszeitung Freiburger Nachrichten, den Zeitungsdruck aus Kostengründen nach Bern verlegte. Felix Bürdel, Verwaltungsratspräsident, rechtfertigte damals den Entscheid gegenüber Radio SRF: «Es geht ums Überleben der Freiburger Nachrichten. Die Offerte aus Bern war fast 40% günstiger.» In der Folge mussten sich auch La Liberté und La Gruyère nach einer neuen Druckerei umsehen. 50 Arbeitsstellen waren betroffen.

Die Angst vor Veränderungen

Eines konnte ich in all den Jahren als Journalist beobachten. Veränderungen verunsichern die Menschen. Meist sind mit Veränderungen menschliche Schicksale verbunden. Die Menschen verlieren ihren Job, einen vertrauten Ort, oder sie fürchten sich schlicht davor, was auf sie zukommt. Diese Ängste abzubilden, ist Teil meiner Arbeit gewesen. Aber eben nicht nur. Es galt auch, die Argumente jener zu zeigen, die für die Veränderungen verantwortlich waren. Das ist journalistische Ausgewogenheit. Es sollen alle zu Wort kommen. Die Hörerinnen und Hörer bilden sich selbst eine Meinung.

Die Faszination, bei einem Ereignis mittendrin zu stehen, daran teilzuhaben – das habe ich an meinem Beruf geliebt. Und Menschen zu begegnen – ihnen eine Stimme zu geben. Es hat meiner Meinung nach auch ein wenig mit Voyeurismus zu tun. Als Journalist hatte ich das Privileg, ganz nah an das Geschehen, an die Menschen zu gelangen, ohne ein Teil davon zu sein.

Eindrücklich in Erinnerung bleibt mir der 25. Februar 2015. Als bekannt wurde, dass im ehemaligen Mädcheninternat Guglera in Giffers ein Bundesasylzentrum entstehen sollte, kamen gegen 1000 Personen an den Informationsabend in die Turnhalle Giffers. Die Stimmung war angespannt. Bundes- und Kantonsbehörden wurden ausgepiffen. Ich berichtete am nächsten Tag in der Sendung Heutemorgen von Radio SRF darüber. Die Leute fühlten sich schlecht informiert und übergangen:

«Die Art und Weise, wie man mit uns umgeht, ist nicht korrekt»;
«300 Leute in unserem Dorf, das ist ein Asylanten-Tsunami»;
«80% sind unechte Flüchtlinge, die unser Sozialsystem unterlaufen».

Der Staatsratspräsident Erwin Jutzet war vom Aufmarsch beeindruckt. «Ich verstehe die Befürchtungen der Leute, bin jedoch überzeugt, in ein paar Jahren werden sie in den Dörfern von diesem Zentrum nicht viel mitbekommen.»

Erwin Jutzet sollte Recht behalten. Bereits einige Monate nach der Inbetriebnahme waren die kritischen Stimmen rund um das Asylzentrum weitgehend verstummt. Ein Phänomen, das ich über all die Jahre oft beobachtet habe. Ängste und Befürchtungen können mit der Zeit abgebaut werden. Oft sind die Befürchtungen nicht wie angenommen eingetroffen, die Menschen haben sich mit der Situation abgefunden oder etwas Neues ist entstanden und wurde zur Normalität.

Als Journalist konnte ich diesen Prozess des Wandels auch beim Bau der Poyabrücke in der Stadt Freiburg miterleben. Um die historische Kathedrale und das Burgquartier vom Verkehr zu entlasten, sollte eine neue Brücke gebaut werden. Etwas nördlich der bestehenden Zähringerbrücke, die den deutschsprachigen Teil des Kantons mit der französischsprachigen Hauptstadt verbindet. Zwischen 2013 und 2015 berichtete ich zirka ein Dutzend Mal über dieses Projekt. So auch am 1. Februar 2013 in der Radiosendung *Echo der Zeit*. Die Gemüter hatten sich erhitzt, weil mit der Eröffnung der Poyabrücke die hundertjährige Zähringerbrücke für den Individualverkehr geschlossen werden sollte:

Es hagelte Rekurse gegen die Schliessung. Ladenbesitzer fürchteten um ihre Existenz. Selbst sprachpolitische Argumente werden ins Feld geführt. Die deutschsprachige Minderheit im Kanton fühlt sich von der Hauptstadt abgeschnitten. So auch im Restaurant Maggenberg in Tavers, dem Hauptort des deutschsprachigen Sensebezirks, fünf Kilometer östlich der Stadt.

Gäste: «Das ist eine Riesensauerei»; «Finde ich gar nicht gut, ein Röstigraben».

Unterstützung erhalten sie von alt Nationalrat Paul Zbinden, der am östlichen Stadtrand wohnt: «Durch die Schliessung der Zähringerbrücke wird kulturell eine Brücke geschlossen, und es wird den Deutschfreiburgern erschwert, in ihre Hauptstadt zu gelangen und den Kontakt mit der französischsprachigen Mehrheit aufrechtzuerhalten.»

Der ehemalige Politiker wühlt in alten Wunden, in einem Kanton, in dem sich die deutschsprachige Minderheit noch immer von der französischsprachigen Mehrheit vernachlässigt fühlt.

Im Jahr 2014 wurde die Poyabrücke eröffnet. Die Zähringerbrücke ging wie geplant für den Individualverkehr zu. Natürlich lief nicht alles rund. Die veranschlagten Kosten wuchsen von 120 auf 210 Millionen Franken an. Der Verkehr hat sich zum Teil verlagert, und die Aufwertung des Burgquartiers lässt auf sich warten. Auch darüber habe ich in meinen Beiträgen berichtet. Aber heute ist die Schrägseilbrücke mit fast 200 Metern Spannweite zum neuen Symbol der Stadt Freiburg, ja des ganzen Kantons geworden. Und auf das Verhältnis zwischen der deutsch- und französischsprachigen Bevölkerung hatte die Schliessung der Zähringerbrücke keinen Einfluss.

Das Thema Zweisprachigkeit hat mich als Journalist auch immer wieder beschäftigt. Dutzende Beiträge habe ich dazu am Radio produziert. So auch am 17. November 2012. Damals wurde der Bahnhof in der Stadt Freiburg zweisprachig beschriftet. Für die deutschsprachigen Zuhörerinnen und Zuhörer von Radio SRF in Luzern, Zürich oder St. Gallen wäre das wohl kaum eine Meldung wert. In der Sendung Regional/Diagonal von Radio SRF versuchte ich deshalb, die sprachpolitische Bedeutung zu erklären:

«Fribourg/Freiburg, ça c'est compliqué.» In diesem Kanton ist nämlich die französischsprachige Minderheit der Schweiz in der Mehrheit. Dadurch fühlen sich beide Sprachgruppen stets benachteiligt. Auch wenn Deutsch und Französisch seit der Gründungszeit der Stadt in «cohabitation» existieren, so spürt man noch bis heute «une certaine méfiance». Freiburg gibt sich gern als Brückenkanton. Die Universität spielt den Trumpf der Zweisprachigkeit aus. Der Kanton ist offiziell zweisprachig und «communiqué» gleichermassen auf Deutsch und Französisch. Doch die Regierung in der Kantonshauptstadt, «elle a encore beaucoup de la peine». Es gibt keine «bilinguen» Klassen in der Stadt, im Stadtparlament reden auch Deutschfreiburger Französisch, um verstanden zu werden. Zweisprachigkeit «ça c'est trop cher», sagt

der Stadtpräsident, der kaum Deutsch spricht. «C'est bien», wie es ist. Kein Wunder, die deutsche Minderheit «se débrouille assez bien» auf Französisch. Und ganz tief im Innern schwingt bei vielen Romands noch die Angst vor der «germanisation» mit, der französische Minderheitskomplex. Es ist deshalb ein kleines «miracle», wenn der Bahnhof Fribourg/Freiburg nach einem halben Jahrhundert Gezänke zweisprachig angeschrieben ist. Enfin!»

In der Zwischenzeit sind drei von fünf Mitgliedern der Stadtregierung deutscher Muttersprache. Im ganzen Kanton besuchen immer mehr junge Menschen zweisprachige Ausbildungen. Das stimmt mich zuversichtlich. Persönlich sehe ich die Zweisprachigkeit als Bereicherung. Ich arbeite in beiden Sprachen, meine Kollegen und Freunde stammen aus beiden Sprachkulturen. Ich fürchte mich nicht, meine eigene Kultur zu verlieren, im Gegenteil, ich habe eine zweite hinzugewonnen. Ich wünschte mir, dass in diesem Kanton die Menschen nicht das Trennende, sondern vermehrt das Verbindende suchen. Es braucht auf beiden Seiten Wohlwollen und den Willen, aufeinander zuzugehen.

Menschen und ihre Schicksale

Ich berichtete oft über Projekte und Ereignisse. Doch eigentlich ging es immer um die Menschen dahinter. Es gab Momente, in denen mich die Emotionen dieser Menschen überforderten. Zum Beispiel, als ich im September 2008 für die Sendung *Rendezvous* von SRF einen Beitrag über zehn Jahre Absturz einer Swissair-Maschine über Halifax produzierte. Ich besuchte die damals 63-jährige Yolande in ihrer Dreizimmerwohnung in Montreux. Die Frau hatte beim Flugzeugabsturz ihre beiden Zwillingssöhne verloren. Sie waren auf dem Rückflug von New York. Als ich die Wohnung betrat, wurde mir rasch klar – diese Frau hat vor zehn Jahren aufgehört zu leben. Alles in der Wohnung erinnerte an ihre beiden Söhne. Es schien fast, als kämen sie jeden Moment wieder zur Tür herein.

Yolande: «Um 3 Uhr 15 in der Nacht bin ich aufgewacht und habe geschrien – die Kinder! Ich habe am selben Tag aufgehört zu arbeiten. Für was und wen, alles machte keinen Sinn mehr.»

Sie müsse wieder lernen zu leben, aber es falle ihr schwer, erzählte die Frau unter Tränen am Radio. «Für mich sind meine beiden Söhne nur auf einer Reise.»

Als Journalist habe ich mich in solchen Situationen fast ein wenig geschämt. Was gab mir das Recht, in die Intimsphäre dieser Leute einzudringen und diese einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Es war oft ein Balanceakt. Erst durch die Geschichten dieser Menschen wurden für das Publikum Ereignisse erlebbar und ein Geschehen kann besser eingeordnet werden. Doch dabei gilt es immer auch, die Würde des Gegenübers zu bewahren.

Menschen, die Geschichte schreiben

Alain Berset

Wahlen gehören zum Kerngeschäft eines Politjournalisten. Ich habe über mehrere National- und Ständeratswahlen, über viele zukünftige und Fast-Bundesräte berichtet. Genauso spannend wie grosse Bauprojekte über Jahre hinweg journalistisch zu begleiten, ist es, Politkarrieren zu beobachten. Eine davon ist diejenige des Freiburger Bundesrats Alain Berset. Berset war im Freiburger Verfassungsrat, als ich bei Radio Freiburg arbeitete. 2003 wurde er in den Ständerat gewählt. 2009 wurde er, damals 36-jährig, jüngster Ständeratspräsident. Ich hatte ihn im Café des Arcades in Freiburg getroffen und am 28. November 2008 für die Sendung *Rendezvous* von Radio SRF porträtiert:

Jazzmusik tönt aus den Lautsprechern des Café des Arcades in Freiburg. Hier fühlt sich Alain Berset, selbst ein Jazzpianist, wohl. «Ich spiele sehr gerne am Wochenende oder am Abend einen

Moment. Ich mache viele Improvisationen.» Sanfte Jazztöne passen zum Freiburger. Alain Berset ist ein ruhiger Mensch. Auch in hitzigen Diskussionen bleibt er sachlich und freundlich. Eigentlich wollte er Diplomat werden. Die Aufnahmeprüfungen hatte er geschafft. Doch dann, mit 31 Jahren, wählten ihn die Freiburgerinnen und Freiburger in den Ständerat. Die Diplomatenkarriere aufgeben, fiel ihm leicht. «Die Politik ist für mich sehr interessant, das gefällt mir sehr. Einfach diese Überlegungen über die Organisation der Gesellschaft.» Die Politik wurde ihm in die Wiege gelegt. Schon sein Grossvater war SP-Politiker, seine Mutter jahrelang Präsidentin der SP Freiburg.

Was Alain Berset macht, das macht er zu 100 Prozent. Neben seinem Ständeratsmandat hat er keine weiteren beruflichen Verpflichtungen. «Ich sehe keine andere Möglichkeit, um Einfluss zu nehmen und um die Projekte und die Dossiers zu kennen.» Höchstleistungen verlangen grossen Einsatz. Das kennt der 36-Jährige aus seiner Zeit als Leichtathlet. Mit 1 Minute und 54 Sekunden war er Westschweizer Meister über 800 Meter. «Das braucht viel Arbeit. Um eine solche Zeit über 800 Meter einmal im Jahr zu machen, braucht es ein ganzes Jahr Training.» Nun will er auch als Politiker alles geben. Alain Berset ist Doktor der Wirtschaftswissenschaften. Er könnte viel Geld verdienen. Stattdessen begnügt er sich mit dem Einkommen als Ständerat. Mit Frau und Kindern wohnt er in einer Wohnung im elterlichen Haus in Belfaux in der Nähe von Freiburg und fühlt sich dadurch volksnah. «Ja sehr nah. Wissen Sie, ich habe einen Lohn wie die Mehrheit der Leute. Also ich weiss genau, was es bedeutet, mit 80 oder 100 000 Franken pro Jahr mit drei Kindern zu leben. Ich kenne das.» Während des Interviews legt eine unbekannte Frau einen Zettel hin und verlässt das Café. «Es steht – je vous souhaite plein succès – das heisst, ich wünsche Ihnen viel Erfolg. Das freut mich, ja das ist nett.» Der Kontakt mit dem Volk sei wichtig, um deren Nöte und Probleme zu kennen.

Weggefährte von Alain Berset ist SP-Präsident Christian Levrat. Die beiden sassen zusammen im Freiburger Verfassungsrat und wurden gleichzeitig, 2003, ins eidgenössische Parlament gewählt.

Ein Duo, das sich ergänzt. Levrat, der hemdsärmelige Gewerkschaftsführer, Berset, der stille Schaffer. Vor anderthalb Jahren haben sie das Buch «Eine neue Ära» herausgegeben. Die beiden forderten unter anderem, dass die Rolle der Nationalbank neu definiert werden und die Schweiz eine Konjunkturpolitik betreiben müsse. Damals habe man sie belächelt. Doch das habe sich mit der Finanz- und UBS-Krise schlagartig geändert, schmunzelt Berset. «Ja, das ist sehr aktuell geworden, und das freut mich natürlich.» Als Ständeratspräsident wolle er versuchen, beste Werbung zu machen für seinen Kanton. Denn Alain Berset ist durch und durch ein Freiburger. Schon nur, was seine kulinarischen Gelüste angeht. «Ja, mein Lieblingsmenu ist Fondue, ganz klar. Ist vielleicht genetisch, ich weiss es nicht.»

Alain Berset hat beste Werbung gemacht, auch für sich. 2011 wird er in den Bundesrat gewählt. Nach seiner Wahl am 14. Dezember begibt er sich in seine Wohngemeinde Belfaux. Der gemischte Chor empfängt um 22 Uhr 30 den frischgebackenen Bundesrat mit einem kleinen Ständchen. Alain Berset strahlt, wie ich in der Morgensendung vom Regionaljournal Bern/ Freiburg/Wallis berichtete:

Berset: «Ein sehr besonderer und wunderbarer Tag.»

Eine Anwohnerin ist stolz: «Wir haben jemanden, der ist kompetent, jung und engagiert. Er ist einer von uns, was wollen wir mehr.»

Ein exponiertes Amt in der Politik ist immer eine grosse Herausforderung für diejenigen, die es ausüben, aber auch für deren Umfeld. In all den Jahren als Journalist konnte ich das immer wieder beobachten. Meine Aufgabe war, das politische Wirken dieser Personen kritisch zu hinterfragen. Aber hinter dem Politiker oder hinter der Politikerin steckt auch ein Mensch. Es gilt, den Respekt und die Privatsphäre zu bewahren. Mir hat in meiner Arbeit deshalb auch immer wieder eine Frage, die ich mir selber stellte, geholfen:

Wie möchte ich von den Medien behandelt werden, wenn ich in dieser Situation wäre?

Marie Garnier

Wie nahe Ruhm und Enttäuschung beieinander liegen können, erlebte ich bei der ersten Freiburger Staatsrätin der Grünen Partei. Marie Garnier wurde 2011 in die Kantonsregierung gewählt. Sie sagte mir damals im Regionaljournal von SRF: «Die Freiburgerinnen und Freiburger haben gesehen, dass ich das bewältigen könnte. Ich danke ihnen, dass sie mir vertrauen und auch Hoffnung haben in meine Wahl.»

Diese Hoffnung hat sich sechs Jahre später zerschlagen. Nachdem die Medien über die Weitergabe von vertraulichen Dokumenten berichtet hatten, trat Marie Garnier im November 2017 zurück. Voraus ging eine wochenlange Berichterstattung. An der Medienkonferenz zum Rücktritt war Marie Garnier ganz offensichtlich am Ende ihrer Kräfte. «Es war sehr schwierig. Ich habe viel gekämpft mit viel Energie. Und im Moment habe ich nicht mehr die Energie weiterzukämpfen.»

Journalistische Werte und Ethik

Journalismus hinterfragt, zeigt Missstände auf, klärt auf und ordnet ein. Der Grat zwischen Aufklären und Verurteilen ist aber schmal. Ab wann ist eine Person, ab wann ist das Handeln einer Person von öffentlichem Interesse? Das ist immer auch Interpretationssache. Persönlich finde ich, dass die journalistische Sorgfaltspflicht höchste Priorität haben sollte. Medien sind die vierte Gewalt. Sie haben eine gewisse Macht. Und Macht bringt auch Verantwortung mit sich. Verantwortung dem Publikum gegenüber, aber auch gegenüber den Personen, über die wir berichten.

Diesbezüglich hat mich schon früh in meiner journalistischen Karriere bei Radio Freiburg eine Geschichte geprägt. Die Affäre Grossrieder. 1998, ich kann mich noch gut erinnern, wie mein Chef

damals in die Redaktion gestürmt kam. Paul Grossrieder, der Chef der Freiburger Drogenbrigade, sollte selbst mit Drogen handeln. Als Journalist wittert man die grosse Story, den grossen Skandal. Die Justiz ermittelt. Wochen später stellte sich heraus, dass die Justiz schlampig gearbeitet hat. Das Ganze wurde allmählich zum Justizskandal. Nach zwei Jahren wurde Paul Grossrieder vor Gericht freigesprochen.

Ein Happy End wurde es trotzdem nicht. Das Leben von Paul Grossrieder war nicht mehr wie vorher. Er verlor seinen Job. Vor Gericht war er zwar unschuldig, in der Öffentlichkeit jedoch war er gebrandmarkt. Wer ist schuld? Die Justiz, die Medien oder das Publikum, das solche Geschichten interessiert und konsumiert?

Eines wurde mir rasch klar. Wenn Medien über ein laufendes Strafverfahren berichten, dann schwingt immer auch eine Vorverurteilung mit. Da nützt auch der Satz am Ende eines Beitrages nicht viel: «Es gilt die Unschuldsvermutung.» Die journalistische Sorgfaltspflicht fängt vorher an. Ein Journalist sollte nicht nur sein Gegenüber infrage stellen, sondern auch sein eigenes Tun und Handeln. Wann und warum ist eine Berichterstattung gerechtfertigt und wie berichte ich möglichst objektiv? Ist es wirklich von öffentlichem Interesse oder einfach nur eine gute Story? Was sind die Folgen für diejenigen, über die ich berichte, und deren Umfeld? Hinter jeder sogenannten Skandalgeschichte steckt meist auch eine externe Quelle. Jede Quelle hat ihre eigenen Beweggründe, weshalb sie eine Information an die Medien weitergibt. Die Information kann der Aufklärung eines Missstands dienen oder ein Rechtsvergehen aufdecken. Aber die Information kann auch aus reinem Eigeninteresse erfolgen. Es geht der Quelle um die Rache an einer unbeliebten Person, oder sie erhofft sich einen eigenen Vorteil. Die Journalisten müssen jede Quelle kritisch hinterfragen, um nicht selbst instrumentalisiert zu werden.

Das sind hohe Ansprüche, ich weiss. Und nein, ich bin diesen Ansprüchen nicht immer gerecht geworden. Der journalistische Alltag ist hektisch. Das Aufkommen der sozialen Medien hat die Arbeit diesbezüglich nicht vereinfacht. Neuigkeiten verbreiten sich

immer rascher. Die Überprüfung von Tatsachen wird schwieriger, ist aber für den Qualitätsjournalismus von zentraler Bedeutung.

Die Medien im digitalen Wandel

Das führt mich zu einem letzten Aspekt meiner fast zwei Jahrzehnte als Journalist. Geschichte im Rohzustand. Das ist nicht nur die Geschichte über Menschen und Ereignisse. Es ist auch ein Stück Mediengeschichte. Von Analog hin zu Digital.

In den frühen 1990er-Jahren arbeitete ich als Student am Wochenende für die Freiburger Nachrichten. Ich berichtete als Sportreporter von den Zweit-Liga-Fussballspielen. In der Redaktion sass der Sportchef. Zwischendurch schnellte er von seinem Schreibtisch auf, rannte in den Korridor. Er eilte zu den Faxgeräten, die meterlang auf Papier die Sportresultate vom Wochenende herausspuckten.

Als ich 1997 bei Radio Freiburg anfang, ging ich noch mit dem 7 Kilo schweren Nagra, einem grossen Tonbandgerät mit zwei Spulen und einem Mikrofon, auf Reportage. Das Interview wurde auf Band aufgenommen. Zurück im Studio wurde das Band auf den Computer überspielt und erst dann digital bearbeitet. Die Zeit, in der Moderationstext und Interview auf Band gesprochen, geschnitten und zusammengeklebt wurden, habe ich zum Glück nicht mehr erlebt. Übrigens nur ein Jahr zuvor, 1996, schaltete die SRG ihre erste eigene Internetseite auf. Das digitale Zeitalter wurde eingeläutet, und alles sollte sehr rasch gehen.

Ab 1998 arbeitete ich mit dem Minidisk (MD), einem tragbaren, rund 10 Zentimeter grossen Kunststoffgerät, das zur digitalen Aufnahme und Wiedergabe von Sprache und Musik diente. Aufgenommen wurde auf eine Diskette, die in das Gerät eingelegt wurde. Das hat die Arbeit als Radiojournalist massiv erleichtert. Seit 2008 arbeiten Radiojournalisten mit dem FlashMic. Das sieht aus wie ein ganz gewöhnliches Mikrofon ohne Kabel. Es hat einen eingebauten Speicher, auf dem stundenlang Interviews aufgenommen werden

können. Die Aufnahme wird per Kabel innert Sekunden auf den Computer überspielt und dort bearbeitet.

Im Jahr 2002 wechselte ich von Radio Freiburg zu Radio SRF, damals noch Radio DRS. Während die Lokalradios bereits voll digitalisiert waren, hat DRS erst 2003 die Digitalisierung aller Produktionen und Sendesysteme abgeschlossen. Als Westschweizer Korrespondent in Lausanne erlebte ich 2007, wie die Radiosendung *Rendezvous*, welche 1968 entstanden ist, von Schweizerdeutsch auf Hochdeutsch umstellte. Im selben Jahr ging auch SRF4 News auf Sendung, nur digital über DAB. Für mich als Journalisten bedeutete dies deutlich mehr Aufwand. Ein Newsradio verlangt nach vielen Inhalten in immer kürzerer Zeit. Kaum war eine wichtige Medienkonferenz zu Ende, sollte man bereits live eine Einschätzung machen können.

Im gleichen Jahr, also 2007, kam das erste iPhone auf den Markt. Smartphones gab es vorher schon, aber das iPhone sollte die Kommunikation und somit auch die Medienwelt revolutionieren. Medieninhalte werden nicht mehr nur klassisch, sondern via die sozialen Medien verbreitet. Facebook 2004, Twitter 2006 und Instagram 2010. Alle klassischen Medien produzieren ihre Inhalte auch auf diesen Kanälen.

Der Beruf des Journalisten hat sich dadurch stark verändert. Die sozialen Medien verlangen eine andere Sprache, eine andere Bildsprache. Journalisten arbeiten heute multimedial. Der digitale Wandel schreitet im Eiltempo voran. Das Lese-, Hör- und Sehverhalten der Leute ändert sich. Für die klassischen Medien ist dies eine grosse Herausforderung. Sie müssen nebst ihren bisherigen Produktionen – Zeitung, Radio und Fernsehen – neue Kommunikationsformen bedienen und ein finanzierbares Geschäftsmodell entwickeln.

Ich habe den Journalismus 2020 verlassen, nach fast einem Vierteljahrhundert. Was bleibt? Ganz viele Erinnerungen an Projekte, Ereignisse und Begegnungen mit den unterschiedlichsten Menschen. Ich habe unheimlich viel erlebt und gelernt. Meine Arbeit hat mich, das denke ich zumindest, offener und toleranter gemacht. In unserer Gesellschaft hat es Platz für unterschiedliche

Meinungen, unterschiedliche Arten, Dinge anzugehen, und es hat Platz für Fehler und Fehlentscheide.

Zum Schluss möchte ich den Kreis schliessen. Eigentlich ist es kein Kreis. Eher ein Strahl, ein Zeitstrahl. Auf dem Gelände der ehemaligen Bierbrauerei Cardinal, der BlueFactory, wird zurzeit das Gebäude B gebaut. Ein Gebäude, das Platz für 400 Arbeitsplätze bieten wird. Bis 2030 soll die zweite Etappe entstehen, mit Wohnungen und einem Parking. Geschichte ist geduldig und in stetiger Veränderung. Das Hier und Jetzt ist in gewisser Weise immer bloss ein Rohzustand.